

# Noten + Hören

## Intro:

„Noten lesen - ja oder nein“ ist ein Thema, um das es in Gesprächen mit potentiellen Schülern oder deren Eltern regelmäßig geht. Für viele eine Angelegenheit, die in Kindertagen teils leidvoll am eigenen Leib erfahren (und demzufolge komplett abgelehnt wird), oder unwidersprochen und unreflektiert aus eigenem Lernen übernommen wurde. Ich werde versuchen, dieses Thema von vielen Seiten zu beleuchten, um so etwas Licht in das Dunkel zu bringen.

## Vorwort

01. Definition - Was bedeutet „Noten lesen“?
  02. Kleine Geschichte der Noten
  03. Nichtschriftliche Kulturen
  04. Musik + Noten = Sprache + Schrift: die „Codes“
  05. Was Noten können und was nicht
  06. Die Besonderheiten der Gitarre
  07. Der erste Weg: Noten
  08. Der zweite Weg: Musik
  09. Die Konservierung von Ideen ohne Noten
  10. Die technische Seite
  11. Das süße Gift der (Denk-) Faulheit
  12. Gesundheit und Noten?
  13. Muss ich/mein Kind Noten lernen?
  14. Das Fazit.
- Anhang

## Vorwort

Die schriftliche (Noten-) Kultur in Europa hat über die Jahrhunderte sehr wichtige Bestandteile der Musik in den Hintergrund gedrängt, die erst in den letzten Jahrzehnten mit Blues, Jazz, Rock und World-Music wieder ins Bewusstsein „gespielt“ wurden. Gerade mit der fortschreitenden technischen Entwicklung tun sich ungeahnte Möglichkeiten auf, instrumentale Fertigkeiten und musikalisches Wissen zu erwerben, zu teilen und zu vermitteln. Wann waren wir je in der Lage, in allen Winkeln der Welt zu jeder Zeit umsonst (!) Leuten beim Spielen auf die Finger zu schauen? Vielleicht ist youtube genauso wichtig als eine Art Initialzündung, wie die von Eckhard Höffner in seinem Buch „Geschichte und Wesen des Urheberrechts“ beschriebene „Explosion des Wissens“ im 19. Jhd., als billige Bücher Deutschland einen ungeheuren Wissensvorsprung verschafft haben. Das Copyright blieb damals wie heute oftmals auf der Strecke, gewiss nicht zum Nachteil der Lernenden.

Ob Noten dabei weiterhin eine wichtige Rolle spielen, oder sich andere Formen der Konservierung und Weitergabe durchsetzen, wird sich zeigen.

Sich eine eigene Meinung zu bilden setzt zuallererst Wissen und Informationen voraus, die nachfolgenden Zeilen sollen darüber hinaus eine Anregung sein, sich eigene Gedanken zu machen, Dinge in Frage zu stellen und Neues zu entdecken.

## 1. Definition - Was bedeutet „Noten lesen“?

Im eigentlichen Sinn bedeutet „Noten lesen“ die Erzeugung einer inneren Klangvorstellung (nach jahrelangem Üben auch in Verbindung mit einer Vorstellung der Spielbewegungen auf

# Noten + Hören

dem Instrument) beim Lesen von Noten. Ich ‚höre‘ also was ich lese. Analog das Lesen von Texten: auch da sollte mir der Sinn dessen, was ich lese, beim Lesen klar werden. Wie wir alle wissen, ist das oft genug nicht der Fall.

Die meisten „Laien“ denken beim Thema Noten lesen zuerst daran, wie der Klecks auf dem Blatt heißt und was ich auf dem Instrument machen muss. Darum geht es hier.

Um es vorwegzunehmen, hier die drei wichtigsten Fragen und Antworten:

Ist man/frau ein schlechter Mensch, wenn man/frau keine Noten lesen kann? Nein!

Wird man/frau dümmer, wenn man/frau Noten lesen kann? Nein!

Kann man/frau (auch auf höchstem Niveau) Musik ohne Noten machen? Jaaaaa!

Wer nicht lesen und schreiben, also nur mündlich mit seinen Mitmenschen in Kontakt treten kann, wird hierzulande (und anderswo auch) als Analphabet bezeichnet. Wer als Musiker keine Noten lesen kann, ist, im musikalischen Sinne der ‚Klassik‘ (ich gebrauche diesen Begriff hier völlig unkorrekt als Synonym für E-Musik im allgemeinen und die Musik von ca. 1200 bis ca. 1900 im besonderen), ein Analphabet. Dieses Wort hat im allgemeinen Sprachgebrauch einen deutlich negativen Beigeschmack. Der des Lesens und Schreibens mächtige Mitbürger fühlt sich seinem dazu nicht fähigen Mitmenschen deutlich überlegen. Wolfgang Beinert dazu: „Schrift war bis zu den Anfängen der Typographie, also rund 6800 Jahre lang, ausschließlich ein Instrument der sozialen und politischen Elite; der innovative und kreative Umgang mit dem Medium Schrift blieb bis in die Mitte/Ende des 20. Jahrhunderts patriarchal dominiert.“ Also klassisches ‚Herrschaftswissen‘, im wahrsten Sinn des Wortes.

Wir sind im Urlaub in Griechenland: Die haben ganz andere Buchstaben, da ist für die meisten Touris Schluss mit Lesen (hätte man mal üben sollen vorher, aber das ist ein anderes Thema). Genau so ergeht es uns vermutlich in Ägypten und anderen arabischen Ländern. Die lesen von rechts nach links und benutzen zudem ganz andere Zeichen. In Russland schreiben sie kyrillisch, in weiten Teilen Asiens, z.B. in China, Tibet und Japan benutzen sie viele kleine Bildchen (Logogramme). Vermutlich haben die meisten nicht nur ein Problem mit dem Lesen und Schreiben in den o.g. Ländern, sie verstehen auch sonst nicht mal ‚Bahnhof‘. Das gerade noch vorhandene Gefühl der Überlegenheit ist völlig futsch.

Genau so fühlt sich jemand, der zum ersten Mal Musik vom Notenblatt spielen soll.

Das Instrument fremd, die Noten ein einziges Kauderwelsch und die ganze Sache soll, laut Lehrer, auch noch ganz doll Spaß machen...

Immerhin: Noten sind überall auf der Welt gleich! Wenn man sich schon nicht mit den Leuten unterhalten kann, dann eben zusammen Mucke machen. Theoretisch.

## 2. Kleine Geschichte der Noten

Wir drehen das Rad der Geschichte erst mal ein paar Jahre zurück, genaugenommen ein paar Jahrtausende:

Eine Art Notenschrift wurde vermutlich schon im dritten Jahrtausend v. Chr. im alten Ägypten benutzt, auch die Chinesen und später die Griechen haben wohl schon einige alte Songs in Stein gemeißelt, in Ton geritzt oder auf Papyrus gekritzelt.

# Noten + Hören

Das diente früher vermutlich eher dem Festhalten einer groben Idee, bis zu Beethoven und der Sinfonie war's noch ein weiter Weg, die Altvorderen haben wahrscheinlich noch sehr viel um die Idee herum improvisiert. Das hat durchaus Ähnlichkeit mit aktueller populärer Musik, dazu gehört auch Jazz, die Noten werden hier allenfalls als freundliche Empfehlung des Bundesmusikministeriums gesehen. Kann man so spielen, geht aber auch ganz anders.

Irgendwann haben die Römer vor lauter Krieg, Brot und Spielen die Sache mit den Noten verbummelt, so ging zusammen mit dem römischen Reich die Kunst der Notation in Europa unter und tauchte erst im frühen Mittelalter zuerst als Neumen (9. Jhdt.), später unter dem Namen Mensuralnotation (12. Jhdt.) wieder auf, als die Klosterbrüder ihre Litaneien sangen und vermutlich dachten: „Aufschreiben wär' nicht übel, dann muss ich nicht jedes Mal von vorne anfangen zu erklären wie's geht.“

So richtig in die Gänge kam die ganze Sache natürlich erst mit der Erfindung des Buchdrucks Mitte des 15. Jahrhunderts, der im Übrigen auch nicht von allen begrüßt wurde, manche sahen schon den Untergang des Abendlandes voraus, wenn alle nur noch blöd in ihre Bücher glotzen. Parallelen zum Thema Internet sind da rein zufällig. Vorher mussten die Mönchlein bis in die Nacht bei Kerzenschein ihre Bücher und Noten abschreiben. Einem Schreibfehler verdanken wir auch die Tatsache, dass in Deutschland ein Ton ‚h‘ existiert, der Rest der Welt aber die von Pythagoras eingeführten Notennamen a, b, c, d, e, f, g benutzt. Da die Deutschen gründlich sind in dem was sie tun, machen sie's bis heute verkehrt.

Irgendwann kam dann andere Mucke in Mode, mal spielten ein paar Streicher zum Tanz auf, die Oper rollte von Italien aus nach Norden, Bach musste jeden Sonntag den Gottesdienst rocken, Beethoven und Mozart wollten ihre glorreichen Werke der Nachwelt hinterlassen. Die Zahl der zusammenspielenden Musiker erreichte Orchester-Dimensionen und irgendwann kam die ultimative Frage auf den Tisch: Aufschreiben oder vorspielen? Die Sache wurde eindeutig zu Gunsten des Aufschreibens ausgewürfelt.

Über viele Jahrtausende (bis weit nach Erfindung des Buchdrucks) wurde auch in schriftlichen Kulturen laut gelesen, oft von Vorlesern, aber auch ‚im stillen Kämmerlein‘ las keiner leise. Diese Art des Vortrags erfolgte oft in einer metrisch fließenden, akzentuierten Art und Weise, die sehr viel Ähnlichkeit mit einem musikalischen Vortrag hatte. Das hatte Gründe. Die Schrift bestand, im Gegensatz zu heute, nicht aus einzelnen Worten sondern aus der sog. scriptura continua, einer durchgängigen Folge von Buchstaben, ohne Zwischenräume und Interpunktionszeichen, die Ähnlichkeit mit dem gesprochenen Wort war noch ganz offensichtlich. Die Notenschrift entwickelte sich analog dazu: Aus der Aneinanderreihung von Zeichen entwickelten sich mit der Zeit Takte, Taktstriche und dergleichen.

Die Entwicklung europäischer Kunstmusik (da taucht wieder der Begriff ‚Klassik‘ auf...) wäre ohne adäquate Entwicklung (und regelmäßige Normierung) der Notation völlig unmöglich gewesen. Dies hält bis heute an, Komponisten, Instrumentenerfinder und Klangtünftler inspirier(t)en sich gegenseitig, sie machten und machen neue Notationsformen notwendig.

Dazu Christian Schorno in einem Artikel, des schweizerischen ‚Untergrund-Blättle‘:  
„Die Vorgeschichte des Sounds beginnt bereits bei Debussy oder dem frühen Stravinski, die beide das klassische Orchester klangmalerisch einsetzen. Als die ersten Musiker thematisieren die Futuristen (Luigi Russolo) das Geräusch als Material für die Komposition.

# Noten + Hören

Die Lärmquellen der modernen Großstadt - Maschinen, Fuhrwerke, Hupen, Schreie usw. - bilden das Orchester, für welches die futuristischen Komponisten ihre Musik schreiben. Der amerikanische Komponist Charles Yves komponiert Stücke aus der akustischen Perspektive des Flaneurs in der Großstadt: Blaskapellen laufen herbei und vorbei, sie werden lauter, kreuzen einander und verschwinden wieder im akustischen Hintergrund. Yves erfindet quasi das Mischen von Tonspuren bevor es Mischpulte gibt.“

## 3. Nichtschriftliche Kulturen

Es gab und gibt also schriftliche Kulturen, vor allem in Europa. Weltweit gibt es, nach Schätzungen von Experten, zur Zeit ca. 5000 bis 7000 Sprachen, davon existiert für ca. 470 bis 640 eine Schrift. In vielen Kulturkreisen wird Musik jedoch seit Jahrtausenden nichtschriftlich vermittelt (,orale' oder mündliche, bzw. ,aurale' auf Hören statt Lesen basierende Kulturen ).

Das liegt zum Einen in der Musik selbst begründet, afrikanische Melodien und Trommelrhythmen hat vermutlich noch nie ein Afrikaner aufgeschrieben (zumindest nicht, um sie seinen Kindern beizubringen...), zum Anderen in kulturellen Eigenheiten bestimmter Ethnien und den Umständen, unter denen sie lebten und leben. Kein schwarzer Bluesmusiker im 19. Jhdt. hat je einen Ton aufgeschrieben, die allermeisten konnten weder schreiben noch lesen, geschweige denn Noten lesen.

Die Kunst des Flamenco z.B. wird seit Jahrhunderten ,aural' überliefert, da spielt der Vater dem Sohn oder der Onkel dem Neffen so lange vor, bis der mitspielen kann. Oft sitzen die Kinder stundenlang da, hören den Älteren zu und spielen irgendwann einfach mit. Paco de Lucia ist vermutlich der Berühmteste dieser ,Flamencos', er starb 66-jährig Ende Februar 2014 und gilt als der große Erneuerer dieser Musik im 20. Jahrhundert. Und das ohne Noten.

## 4. Musik + Noten = Sprache + Schrift: die ,Codes'

Diese Art der ,mündlichen' Überlieferung ist durchaus mit dem Erlernen einer Sprache vergleichbar, eigentlich ist der Mensch zuerst Musiker (und da vor allem Sänger), dann erst Sprechender und zuletzt Schreibender. In der chinesischen Standardsprache Mandarin (wie auch in Teilen Afrikas) variiert die inhaltliche Bedeutung eines Wortes mit der Tonhöhe, in der es ausgesprochen wird. Da ist die Nähe zur Musik deutlich ,hörbar'. Interessanterweise verfügen fast alle Menschen in diesen Gegenden über ein sog. ,absolutes' Gehör, d.h. sie können die Höhe eines Tons bestimmen, ohne einen Bezugston zu hören.

Ein Baby verständigt sich durch Lautäußerungen. Das Verändern von Tonhöhe, Lautstärke, Rhythmus und Klangfarbe ist für den kleinen Menschen die einzige Möglichkeit, auf seine Bedürfnisse aufmerksam zu machen. Dies hat eindeutig eine musikalische Qualität und keine sprachliche. Interessanterweise sind z.B. die Unterschiede bei französischen und deutschen Babies deutlich wahrnehmbar, die Satzmelodie beim Quäken oder Schreien ist dem späteren Sprechen sehr ähnlich. Oder eben andersrum, da streitet sich die Wissenschaft.

Viele Eltern stehen in dieser Situation vor dem gleichen Problem:

Was will uns dieses Kind mitteilen? So eindeutig sind die Zeichen oft nicht, dass man immer unmissverständlich weiß, was von einem erwartet wird. Die Wahl, welche ,Codes' zur Über-

# Noten + Hören

mittlung von Information benutzt werden, geht eindeutig vom Kind aus (wobei es versucht, die Stimme der Mutter zu imitieren). Es ‚encodiert‘ (verschlüsselt) die Informationen zur Übermittlung seiner Bedürfnisse, die Eltern sollen dann bitteschön selbst den richtigen Code zum ‚decodieren‘ (entschlüsseln) finden.

In der späteren Entwicklung des Kleinkinds kommt dann nach ca. 2 Jahren die Sprache ins Spiel, ein neuer Code, diesmal von Eltern vorgegeben: Ständig mit Worten bombardiert, fangen die Kinder irgendwann an mitzuplappern. Von der Umgebung werden die ersten dahingehenden Versuche in der Regel mit Begeisterung aufgenommen, was die kleinen Kerls natürlich erst recht dazu animiert weiterzumachen. Wie fast alles im Tierreich funktioniert auch das Lernen der Sprache durch Imitationslernen, d.h. vormachen - nachmachen.

Würde man die lieben Kleinen bei jedem Fehler unterbrechen oder verbessern, wäre vermutlich sehr schnell Ruhe im Karton: wer ständig erfährt, dass das, was er macht irgendwie falsch ist, verliert früher oder später die Lust daran (eher früher...).

Und irgendwann, meistens in der ersten Klasse, kommt dann die Schrift ins Spiel, da können die lieben Kleinen schon mehr oder weniger flüssig sprechen.

Der Primärkode in der sprachlichen Kommunikation ist die Sprache selbst, der Sekundärkode ist die Schrift. Nun werden keine zwei Menschen einen (Noten-)Text auf genau die gleiche Art und Weise (vor-) lesen (-spielen), Shakespeares ‚Romeo und Julia‘ wurde vermutlich in tausenden verschiedenen Variationen aufgeführt, obwohl sich alle auf dieselbe Quelle, eben den Text, beziehen. Hauptunterschied ist die Ausgestaltung dieses Textes, die untrennbar mit den sich stetig wandelnden sozialen, kulturellen sowie individuellen Umständen verwoben und demzufolge einer andauernden Umdeutung ausgesetzt ist.

## 5. Was Noten können und was nicht

So ähnlich ist es mit der Musik, Noten dienen als Sekundärkode, um musikalischen Inhalt (den Primärkode) zu konservieren. Eric Clapton stand irgendwann vor dem gleichen Problem, wie Generationen von Mönchen, Musikern und Komponisten seit Jahrtausenden vor ihm: Wie kann ich meine Idee festhalten (also konservieren) und anderen in einer Form mitteilen (= encodieren), die sie auch verstehen, also decodieren können?

Der Nachteil von Noten war und ist: Sie sind oft alles andere als eindeutig.

Musik besteht aus vielen Elementen, Töne (Noten) sind nur ein (eigentlich sehr kleiner) Teil davon. Wie schreibt man exakte Informationen über Gefühl, Artikulation Phrasierung, Agogik (kleine Temposchwankungen), Klangfarbe, Lautstärkeverlauf etc. in die Noten? Das geht nur in sehr beschränktem Maß, jeder Mensch hat eine individuelle Vorstellung davon, wie ‚schnell‘, ‚langsam‘, ‚träge‘, ‚traurig‘ oder ‚con brio‘ klingen soll. Der Komponist Gustav Mahler brachte es auf den Punkt: „Das Beste in der Musik steht nicht in den Noten.“

Für eine Klaviersonate von Beethoven existieren, angefangen von den frühesten Aufnahmen Anfang des 20. Jahrhunderts bis in die 50er Jahre, dutzende verschiedene Variationen, die sich teils auf sehr drastische Weise unterscheiden. Ende der 90er war die Variationsbreite auf nur wenige Interpretationen geschrumpft, deren Unterschiede für den Laien teils nur zu erahnen waren. Die Gründe dafür sind vielfältig, ständige Verfügbarkeit von ‚amtlichen‘ Auf-

# Noten + Hören

nahmen die als Vorbilder dienen, Professoren, die nur ihre (Auf-)Fassung als die alleinig seligmachende ansehen und Anpassung an den (vermeintlich oder tatsächlich vorhandenen) Publikumsgeschmack sind nur einige davon.

Kritische Stimmen verlautbaren, dass vermutlich auch der teilweise in formalen Hierarchien verknöcherte, seit Jahrhunderten etablierte Klassikbetrieb seinen Teil dazu beiträgt.

In weiten Teilen der sog. E-Musik findet eine Einengung der ‚Interpretationsbreite‘ zugunsten strenger Vorgaben statt. Viele ‚Klassiker‘ suchen nach ‚dem‘ Ton, dem reinen, klaren, schönen, vollen, satten, leckeren usw. Ganz anders in der populären Musik: Hier suchen viele möglichst ‚ihren‘ Ton, den eigenen, persönlichen, unverwechselbaren, bedienen sich zwar bei den Vorbildern, ohne sie jedoch blindlings nachzuäffen. Ziel ist (meistens...) die Entwicklung eines eigenen Stils (‚Personalstil‘), erlaubt ist auch das ‚Falsche‘, Unsaubere. Zumindest solange die Marketingabteilungen der Plattenfirmen die Finger nicht im Spiel haben...

## 6. Die Besonderheiten der Gitarre

Notenschrift ist nicht für alle Instrumente gleich, neben verschiedenen Notenschlüsseln (u.a. Violin-, Bass-, Bratschen-, Altschlüssel) gibt es zahlreiche Sonderzeichen, alleine ca. 30 für die E-Gitarre, mit denen kein Pianist oder Flötist etwas anfangen könnte.

Der Streit zwischen Lautenisten, später Gitarristen, und dem Rest der Musiker über die ‚richtige‘ Form der Notation zieht sich seit Jahrhunderten hin, bevorzugen doch viele Saitenzupfer die Schreibweise der Tabulatur. Die ist im Übrigen sehr viel älter als unsere heutige Notenschrift und recht eindeutig in Bezug darauf, auf welcher Stelle des Griffbretts ein Ton zu greifen ist, hat dafür aber andere Nachteile, u.a. die beschränkte rhythmische und mehrstimmige Darstellung.

Auf dem Klavier gibt es für eine bestimmte Note eine einzige Taste, während für manche Noten auf der (‚normalen‘) Gitarre bis zu sechs Möglichkeiten in Betracht kommen, was die Sache mit dem Notenlesen für Gitarristen, erst recht für E-Gitarristen - die einen wesentlich größeren Tonumfang regelmäßig nutzen - deutlich komplizierter macht.

Die ‚klassische‘ Stimmung der E-Gitarre (e',b,g,d,A,E) ist heute in vielen (vor allem ‚härteren‘) Stilistiken der Rockmusik eher die Ausnahme, es existieren dutzende Down- Drop- und Opentunings, die ein Spielen nach normaler (nicht transponierter) Notation für Profis zur absoluten Herausforderung und für Anfänger unmöglich machen, da bei jeder Stimmung die ‚Noten‘ an einer anderen Stelle auf dem Griffbrett der Gitarre zu finden sind.

Bei 7-saitigen (neuerdings auch 8-saitigen) und Bariton-Gitarren in ständig wechselnden Stimmungen hört der Spaß beim Noten lesen dann endgültig auf.

Ein heute gebräuchlicher Flügel hat einen Tonumfang von 88 Tasten und gut 7 Oktaven, auf einer 6-saitigen E-Gitarre mit 24 Bündeln stehen mit 150 Tönen fast doppelt so viele zur Verfügung. Der Tonumfang ist, wegen der vielen mehrfach vorhandenen Töne, im ‚normalen‘ Spielbetrieb auf 4 Oktaven begrenzt. Nimmt man die natürlich und künstlich erzeugbaren Obertöne hinzu, erreicht man locker 6 Oktaven mit ungefähr der dreifachen Menge an verfügbaren Tönen wie beim Klavier. Dazu kommen die, im Vergleich zum Piano, wesentlich zahlreicheren Möglichkeiten der Tonerzeugung und -veränderung (Tapping, Tonbindungen wie slide, hammer on, pull off, Saiten ziehen, Tremolohebel, Vibrato, etc.), verbunden mit der technischen Seite der Soundmanipulation durch Verstärker, Effektgeräte usw. Da wird

# Noten + Hören

klar, dass man mit ‚traditioneller‘ Notation, zumindest auf der E-Gitarre, sehr schnell an die Grenze des Mitteilbaren stößt. Pro Note hätte man theoretisch dutzende von Parametern zu beachten, das haut auch den härtesten Multitasker aus der Spur.

Auch die häufig sehr unorthodoxe Spielweise im Flamenco und artverwandter Musik mit ständiger Verwendung von diversen Percussions-Techniken (wie z.B. bei Rodrigo y Gabriela, Kaki King, Michael Hedges u.v.a.) verlangt eine entsprechende Notation.

## 7. Der erste Weg: Noten

Den Weg über den Sekundärkode ‚Noten‘ schlagen trotzdem seit Jahrhunderten viele Lehrer im ‚klassisch‘ geprägten, fast immer formalen, Instrumentalunterricht ein: Zuerst werden Noten gelernt, dann wird gespielt und wehe, ein Ton geht daneben! Überträgt man diese Methode auf das Erlernen der Sprache, müsste man jedem Kleinkind mit Erreichen des dritten Lebensjahres Zettel mit Buchstaben und Worten vor die Nase halten: „Das ist ein ‚a‘, sprich mir nach! Das heißt ‚d‘. Und jetzt ‚da‘, nein nicht ‚ba‘, es heißt ‚da‘. Und jetzt noch mal von vorne, nicht so schnell...“

Die in Aussicht gestellte Chance, nach überstandener Tortur ein großer Musiker zu werden, verbunden mit der sich dann hoffentlich irgendwann einstellenden Lust an der Musik lässt doch erstaunlich viele Schüler über Jahre durchhalten. Oder auch nicht. Manche Leute bezeichnen das als Ausbildung zum ‚Töneverfertiger‘.

Diese Musiker können beeindruckende technische Fähigkeiten haben, sobald sie in einer Blueskapelle, einem Jazzensemble oder einer Rockband mitspielen, improvisieren sollen oder sich in der ‚Kunst der freien (musikalischen) Rede‘ bewähren müssen, herrscht auf einmal Totenstille: Ohne Noten geht nichts.

## 8. Der zweite Weg: Musik

Musiker aus dem Rock- und Popbereich haben hingegen meist auf eine völlig andere Art den Weg zur Musik und zum Instrument gefunden: Sie verzichten weitgehend auf den Sekundärkode der Noten und wenden sich gleich dem Primärkode zu.

Eric Clapton beschreibt in seiner Biografie, wie er stundenlang zu Platten gespielt und dabei versucht hat, die Gitarrenriffs herauszuhören. Seine Versuche hat er anschließend auf Tonband aufgenommen, um zu hören, ob seine Version in etwa so klingt wie das Original. Im Zweifel hat er jemanden gefragt, der sich damit auskennt, z.B. den Gitarristen der Band nach einem Konzert. Wiederum ein klassischer Fall von Imitationslernen.

Für viele Musiker, ob aus Flamenco, Blues oder Rock, wird ‚ihre‘ Musik zu einer musikalischen ‚Muttersprache‘ und sie sind in der Lage derart feine Nuancen zu hören, zu fühlen und zu spielen, die sich musikalischen ‚Nicht-Muttersprachlern‘ häufig nie erschließen und sich jedweder Notationsfähigkeit entziehen.

Wenn ein hervorragend ausgebildeter klassischer Gitarrist ein ‚todesgeiles Fräsersolo‘ von AC/DC ‚nach Noten‘ vorspielen soll, klingt das todsicher ziemlich sonderbar, etwa wie Englisch mit starkem schwäbischen Akzent. Die Ausdrucksweise von Angus Young (Leadgitarrist

## Noten + Hören

bei AC/DC) ist vermutlich nicht der angestammte ‚muttersprachliche Dialekt‘ (oder auch die sog. Varietät) des Klassikers. Es ist schlicht unmöglich, diese ‚idiomatischen Subcodes‘ in Notation festzuhalten.

Der Aufwand bei dieser autodidaktischen, weitestgehend im informellen oder non-formalen Kontext stattfindenden, sog. auditiven bzw. auralen Lernmethode ist mindestens genauso hoch wie beim Lernen eines Instruments nach Noten (eine *allgemeingültige wissenschaftliche* Definition davon, was auditiv und aural exakt bedeutet und worin die Unterschiede liegen, existiert meines Wissens nicht...).

Ich lerne sprechen durch zuhören und (nach-) sprechen (im Lauf der Zeit mit allen ‚Feinheiten‘ von Artikulation, Phrasierung etc. die eine Sprache oder Dialekt eben ausmachen, man könnte sie auch als sprachlich-musikalische Subcodes bezeichnen) und nicht durch lesen und *dann* sprechen. Nebenbei werden auch Aspekte wie Körpergefühl, Bewegungsintelligenz durch spüren des Grooves, Hörvermögen und Improvisationskunst trainiert. Wichtige Bereiche der Musik, die nach der ‚klassischen‘ Ausbildung ausschließlich nach Noten sehr häufig nur unterentwickelt sind. Legt man den o.g. Autodidakten ein Notenblatt vor die Nase herrscht leider ebenso Totenstille.

Dr. Andres Doerne (Professor für Musikpädagogik an der Hochschule für Musik Freiburg) in dem Artikel ‚Pop ist Kunst‘ in ‚üben & musizieren‘ Ausgabe 1\_14:

„Popmusik wird nur selten detailgenau notiert. Nicht weil PopmusikerInnen faul sind oder Popmusik es aufgrund ihrer vermeintlichen Simplizität nicht wert ist, notiert zu werden, sondern weil Popmusik in dem, was sie im Kern ausmacht - nämlich Groove und Sound - , nicht notierbar ist. (...) Das eigentliche Pendant zur notierten Partitur stellt die im Studio produzierte Aufnahme dar. (...)“

Da der Studioaufnahme als künstlerischem Produkt ein so hoher Stellenwert zukommt, ist das, was in der Popmusik kulturell weitergegeben wird, immer ein Klingendes. Obschon medial festgehalten, kann man von Popmusik als einer Kultur auraler Tradierung sprechen. Aneignung und Weitergabe, das Lernen und Lehren finden in erster Linie über das Hören statt. (...) Umso sinnferner mutet die in Instrumentalunterricht und Klassenmusizieren verbreitete Praxis an, Popstücke von einer ausgeschriebenen Partitur abzuspielen. Ist das Notat die einzige Quelle für den Schüler oder die Schülerin, fehlt also das akustische Vorbild, so kann man mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass das Klangergebnis ein skurriles Zerrbild der Musik ergibt und eigentlich an der Sache vorbeiuunterrichtet und -gelernt wird. (...)

Groove ist der zentrale Punkt, nicht nur in der populären Musik. Was dieses Wort genau bedeutet, ist nicht end- und allgemeingültig definiert. Der wichtigste Aspekt ist in jedem Fall ein ‚Hören‘, Fühlen, Spüren und Empfinden von Rhythmus (wie auch von Klang) mit dem und im Körper. Wer jemals einen Tag in einem TaKeTiNa-Workshop verbracht hat, weiß wovon hier die Rede ist. Der Film „touch the sound“ über die gehörlose (!!!) Percussionistin Evelyn Glennie sei hier ebenso als Beispiel ans Herz gelegt wie „im Garten der Klänge“ über den blinden Musiker und Therapeuten Wolfgang Fasser oder „das Lied des Lebens“ über Menschen weit jenseits des Rentenalters, denen Musik zu ganz neuer Lebensfreude verhilft. Ganz ohne Noten. Denn: über Groove zu schreiben ist wie über Architektur zu tanzen.

# Noten + Hören

Einer der herausragendsten Künstler im „modernen Genre“ ist der britische E-Gitarrist Guthrie Govan. Er hat im Alter von drei Jahren von seinem Vater ein paar Akkorde gelernt und sich über viele Jahre, ausschließlich nach Gehör und ohne formalen Lehrer, durch ziemlich jede Stilistik gehört und gespielt. Wie kein andere Gitarrist den ich kenne ist er in der Lage, jede noch so kleine Nuance zu rezipieren und sie in sein Spiel zu integrieren. *Musik ist seine Muttersprache*, er ist ‚multilingual‘ aufgewachsen und in vielen, völlig verschiedenen Genres zuhause. Sowohl sein technisches Können auf dem Instrument, als auch seine musikalisch-kompositorischen Fähigkeiten sind derart hochstehend, dass er sich nicht einen Millimeter hinter Größen der ‚Klassik‘ zu verstecken braucht.

Im Jahr 2003 durfte ich einen Studioworkshop bei Peter Weihe (er lehrt als Professor in Hamburg und Hannover) in Norderstedt erleben. Der Meister hat auf weit über 1000 CD's mitgespielt und wird seit 1975 immer wieder für Produktionen in allen möglichen Stilistiken gebucht. Er hatte nie Gitarrenunterricht und zeichnet sich vor allem durch sein unfassbares Timing, seinen einzigartigen Ton und seine unglaublich vielfältigen Sounds aus. Dafür hat er eine Armada von ausgewählten und exquisiten Gitarren und Amps, Effektgeräten, Boxen, Mikrofonen und Vorverstärkern am Start.

Neben den musikalischen Fähigkeiten kommt bei Pop- und Rockmusikern häufig ein stupendes technisches Wissen hinzu, erst die Kombination zeichnet die wahren Meister aus. Seit Jahrzehnten erforscht Herr Weihe systematisch die ‚Sounds‘ und den ‚Ton‘ von Gitarristen und ist in der Lage, binnen kürzester Zeit so gut wie alles auf die Festplatte zu zaubern, was gitarristisch irgendwann mal auf einem Tonträger erschienen ist. Dabei hat er immer eine Hosentasche voller Plektren aus den verschiedensten Materialien am Start, denn der ‚Ton‘ hängt in hohem Maß vom Anschlagsmittel ab. In ebenso kurzer Zeit zaubert er die unglaublichsten Ideen aus dem Hut und spielt sie ohne stundenlanges Üben in absoluter Perfektion.

## 9. Die Konservierung von Ideen ohne Noten

Mit den Jahrtausenden haben sich nicht nur die Instrumente und Notationsformen in teilweise rasanter Geschwindigkeit entwickelt, auch Technik und Methoden der Konservierung und Übermittlung musikalischer ‚Primärcodes‘ mitsamt den darin enthaltenen ‚Subcodes‘ wurden und werden in ebensolchem Tempo verändert.

Steve Vai, ein E-Gitarren Gott der Neunziger, bespielte z.B. hunderte von Cassetten mit musikalischen Ideen, um sie irgendwann in Songs zu verwenden. Er hätte sie genauso gut in Noten aufschreiben können, die Fähigkeit dazu hat er, in den Achtzigern transkribierte er viele Songs von Frank Zappa (Transkription: Die Übertragung von klingender Musik in eine Notenschrift). Der Grund liegt auf der Hand: er wollte seine Klangvorstellung exakt festhalten und dafür ist die Methode der Notation völlig ungeeignet. Um seine auf Cassetten festgehaltenen Ideen später wieder auf das Instrument zu übertragen, muss er natürlich hören und erkennen können, was er da gespielt hat. Für Herrn Vai kein Problem, ein Pianist hätte da vermutlich eher ein Problem, es sei denn, er spricht ‚gitarristisch‘.

Auch andere Musiker halten ihre Ideen auf diesem Weg fest. Bobby McFerrin hat für seine 2010 erschienene CD ‚Vocabularies‘ Ideen und Fragmente verwendet, die er seit Jahren regelmäßig aufgenommen hat. Diese Skizzen in fertige Stücke zu verwandeln war ihm alleine

# Noten + Hören

nicht möglich, weswegen er sich der Hilfe von Komponist und Co-Arrangeur Roger Treece bediente, der in siebenjähriger(!) Arbeit diese kleinen Teile gemeinsam mit Herrn McFerrin zu Songs zusammensetzte (und die einzelnen Stimmen notierte) und zusammen mit anderen Musikern im Tonstudio im richtigen Sound auf Festplatte bannte.

Einen ähnlichen Weg gingen viele Jahre vorher auch die beiden Herren von Abba, die ihre Songs für das Musical ‚Chess‘ einem Dirigenten vorspielten, der sie transkribierte und daraus Orchesterarrangements machte.

Auch die Beatles konnten weder Noten lesen noch schreiben, fanden in George Martin aber einen Produzenten, der sowohl in der Klassik als auch im Jazz zu Hause war, keinerlei musikalische Berührungängste kannte und die Musik der Pilzköpfe durch seinen Einfluss auf Arrangements und Produktion enorm bereicherte.

In vielen Fällen bedienten sich die Musiker eines „Handwerkers“ der ihnen half, ihre Ideen zu Papier oder auf Tonband zu bringen. Ohne die zündenden Ideen der Musiker hätten die Herren Handwerker also auch nichts aufgeschrieben oder aufgenommen. Ohne die Hilfe der Handwerker wäre vermutlich ein ganz anderes musikalisches Ergebnis der Kompositionsbemühungen herausgekommen.

Neu war diese Form der Zusammenarbeit keineswegs: Über einen Zeitraum von weit über 1000 Jahren bis zum Beginn des Buchdrucks haben Dichter und Denker ihre Ideen einem ‚Schreiber‘ diktiert, der sie zu Papier (oder Papyrus) brachte.

Neben dem ‚klassischen‘ Rock und Pop gründen heute viel neue Musikstile auf ‚notenloser‘ Basis: Musiker aus den Bereichen Electronic, Dance, Techno etc. haben i.d.R. nie eine Note aufgeschrieben. Ihre Kunst besteht v.a. darin, aus bereits vorhandenem Material Neues zu erschaffen, dies wird oft gering geschätzt und belächelt, wie ich finde völlig zu Unrecht.

## 10. Die technische Seite

Ohne neuere technische Gerätschaften, wie z.B. Cassette, Tonband, CD, Diktiergerät und Computer wären viele Werke erst gar nicht entstanden. Im Gegenzug wären viele technische Geräte ohne den Input der Musiker nie erfunden worden. Der Lernaufwand für den einzelnen Musiker, sich die Methoden der En- und Decodierung und die Bedienung der technischen Geräten anzueignen, ist enorm - und das zusätzlich zur Überzeit am Instrument!

Dass technische und musikalische Entwicklung immanent verbunden sind, lässt sich anhand vieler Beispiele aus E- und U-Musik belegen, auch die Trennung dieser beiden Genres ist längst überwunden, was weder bei den ‚Klassikern‘ noch bei den ‚Rockern‘ erkannt, geschweige denn gerne gehört wird.

Synthetische Klangerzeugung wurde bereits vor über 100 Jahren auf der Suche moderner Komponisten der symphonischen Musik nach neuen klanglichen Ausdrucksmöglichkeiten ‚erfunden‘ und ab den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts eingesetzt. Auf Wikipedia ist zu lesen: „Im Jahr 1907 hat Ferruccio Busoni in seiner visionären und einflussreichen Schrift *„Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst“* mögliche Entwicklungslinien aufgezeigt.“ In vielen Werken kommt in diesem Zusammenhang eine neue Form der ‚Notation‘ zum Einsatz,

# Noten + Hören

die mit herkömmlichen Noten nichts gemein hat, da auch die Tonerzeugung nichts mehr mit dem herkömmlichen Orchester und ‚natürlichen‘ Instrumenten gemein hat.

Die Komponisten der ‚elektronischen Musik‘ der 40er und 50er Jahre waren entscheidende Vorläufer u.a. von Bands wie Pink Floyd, die in den Sechzigern zunehmend diese elektronischen Klangerzeuger (Synthesizer) einsetzten und zusammen mit Künstlern wie den Beatles und Jimi Hendrix und deren Tontechnikern wie Alan Parsons, Geoff Emerick und Eddie Kramer neue Maßstäbe für Studioaufnahmen setzten. Auch die Mikrofonie- und Aufnahmetechnik selbst wurden in diesen Jahren revolutioniert, so wurden zwei der damals üblichen 2-Spur Maschinen von Studer gekoppelt und damit die Mehrspurtechnik erfunden.

Richie Blackmore, einstmals Gitarrist bei Deep Purple, nahm 1972 verschiedene Soli über den Klassiker ‚smoke on the water‘ auf. Er hörte sich über Nacht die unterschiedlichen Versionen an und bastelte sich aus den besten Passagen ein neues Solo, das er tags darauf aufnahm. Eddie van Halen hatte 1983 schon bessere technische Möglichkeiten, als er sein legendäres Tapping-Solo auf Michael Jackson Song ‚beat it‘ einspielte. Aus den verschiedenen Takes wurden die besten Stellen zusammengeschnitten, was man recht deutlich hören kann.

In den 60ern wurden die technischen Grundlagen geschaffen, die erst eine zunehmende Komplexität in der Pop- und Rockmusik ermöglichten. Auch ein ganz ‚normaler‘ Popsong kann heute leicht und locker eine dreistellige Anzahl Tonspuren enthalten, da viele Instrumente mehrmals eingespielt werden. Diese ‚wall of sound‘ wurde und wird in vielen Stilistiken und von vielen Bands von Abba bis Zappa eingesetzt.

Bei allem Fortschritt stellt sich hier auch die Frage nach der Haltbarkeit dieser kulturellen Errungenschaften: Eine Steintafel kann, wenn’s gut läuft, auch in tausend Jahren noch gelesen werden (sollte es noch jemanden geben, der Noten lesen kann...), bei heutigen Tonbändern, Festplatten etc. ist das eher unwahrscheinlich. Wir komponieren und spielen also, historisch betrachtet, für den Augenblick. Sozusagen „Play it and forget it“, unser musikalischer Beitrag zur Konsum- und Wegwerfgesellschaft.

## 11. Das süße Gift der (Denk-) Faulheit

So gut wie alle (mir bekannten...) Menschen haben eines gemeinsam: Den Hang zur Faulheit. Wir stehen auf schnelle Erfolge, der Sinn für Langsam- und Nachhaltigkeit gehört nicht unbedingt zur Grundausstattung des Homo Sapiens im 21. Jahrhundert (vgl. das etwas ironisch gemeinte ‚Morris-Axiom‘: „Veränderungen werden von faulen, habgierigen, verängstigten Menschen bewirkt, die nach leichteren, profitableren und sichereren Wegen suchen, ihr Leben zu führen. Und sie wissen dabei nur selten, was sie eigentlich tun.“ Ian Morris, Historiker und Archäologe).

‚Klassiker‘ sagen, Tabulatur sei ein Beispiel dafür: ermöglicht sie doch das sofortige Umsetzen der optischen Information auf das Instrument. Ob man das, was man da tut, auch verstanden hat und auf andere Songs und musikalische Begebenheiten anwenden kann (und darum sollte es auch gehen), wird häufig bezweifelt, es ist, anders als manche Notenfetischisten uns glauben machen wollen, aber durchaus möglich: Wer sich eine Note an verschiedenen Stellen des Griffbretts ‚vorstellen‘ oder sie ‚vom Blatt‘ transponieren kann ist

# Noten + Hören

genauso gut in der Lage, das Gleiche mit einer Zahl auf einer Line in Tabulatur-Schreibweise zu tun.

Wer die Zahl ,1‘ auf der Linie der b-Saite als Ton ,c‘ identifiziert und nicht als quasi ,diktatorische‘ Anweisung, den Ton exakt da und nirgendwo anders zu spielen auffasst, kann sie genauso gut auf der g-, d, A- oder E-Saite spielen. Tabulatur als freundliche Empfehlung: kann man so machen, geht aber auch ganz anders.

Wenn ich etwas aufschreibe (als Text in der Sprache oder in Form einer wie auch immer garteten Notation in der Musik) muss ich mir ganz andere, in der Regel tiefer gehende und umfassende Gedanken machen. Vieles wird klarer, offensichtlicher und greifbarer, sobald man es aufgeschrieben, es räumlich vor sich und nicht nur vor dem ,geistigen Auge‘ ausgebreitet hat. Der Vorgang des Aufschreibens ist durchaus mit Zeitaufwand, Arbeit und Mühe, dagegen selten mit sofortiger Befriedigung verbunden. Wer also tiefer in die Materie der Musik eintauchen möchte, wird meist nicht umhin kommen, sich mit einer schriftlichen Form der Musik-, Ideen-, oder Wissenskonservierung zu beschäftigen. Im Jazz ist es üblich, möglichst viel zu ,transkribieren‘. Sich also Soli anderer Musiker anzuhören und aufzuschreiben ist *ein* Weg, um zu lernen. „First learn all about your instrument. Then forget it all and just play“. Das sagte Charly Parker, Saxophonist und Erfinder des Bebop.

Dass dies unbedingt in Form von Noten zu geschehen hat, behaupten zumindest die ,Klassiker‘. Man könnte auf den Gedanken kommen, auch diese Sonderform des Musikers sei denkfaul. Ist er doch oftmals nicht in der Lage oder willens, sich eine andere als seine angestammte Form der Wissenskonservierung und -weitergabe auch nur ernsthaft vorzustellen. Erst recht nehmen viele die Mühe erst gar nicht auf sich, etwas an sich und/oder ihrer (Arbeits- und Lehr-) Methode angesichts einer sich rasant weiterentwickelnden Umgebung zu verändern. Alles Jammern nützt nichts:

Die Mehrspurtechnik, elektronische Instrumente und das Internet lassen sich nicht wieder abschaffen, wir werden einen zunehmenden Teil unserer (Arbeits-)zeit damit und darin verbringen, mit allen Vor- und Nachteilen. Die (selbst-) kritische Auseinandersetzung damit lässt sich nur aufschieben, aber nicht vermeiden.

## 12. Gesundheit und Noten?

Manfred Lütz hat in seinem Buch ,Irre - Wir behandeln die Falschen: Unser Problem sind die Normalen - Eine heitere Seelenkunde‘ (irre langer Titel...) zwei Definitionen des Begriffs Gesundheit gegenübergestellt:

1. „Gesundheit ist ein Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlergehens“ sagt die WHO (Weltgesundheitsorganisation).
2. „Gesundheit ist die Fähigkeit des Menschen, trotz körperlicher oder seelischer Mängel arbeiten und das Leben genießen zu können“ sagt Herr Lütz.

Während die erste Definition im praktischen Leben eine Utopie darstellt, könnte man die zweite schon eher als realitätsnah bezeichnen.

Was hat das mit dem Notenlesen zu tun?

# Noten + Hören

In Bezug zum Notenlesen setzt die erste Definition einen Standard, den man in der Praxis so gut wie nie erreichen kann: ich müsste schon alle Arten der Notation immer und überall beherrschen, perfekt nach Noten spielen und dürfte nie Fehler machen.

Allein der Gedanke daran macht schlechte Laune.

Die zweite Definition lässt da mehr Raum für kleine und größere Unzulänglichkeiten, man muss nicht alles können, Mut zur Lücke sozusagen. Noten sind ok, aber in dubio pro musica (im Zweifel für die Musik). Gesundheit wird grundsätzlich nicht durch den Arzt definiert sondern durch den Patienten. Wenn der Patient sich in der Lage fühlt, trotz vorhandener Mängel zu arbeiten (oder ohne Noten Musik zu machen und sie zu genießen) ist er gesund. Das Streben nach Perfektion ist die beste Möglichkeit, sich jegliche Lust und Freude an der Musik auszutreiben. Und nicht nur daran...

## 13. Muss ich/mein Kind Noten lernen?

Wer im Teenie-Alter zur (E-) Gitarre greift, hat in der Regel eine sehr klare Vorstellung davon, was er auf dem Instrument spielen will. Die Kids darin zu bestärken, sie als Lernbegleiter bei ihren musikalischen Bemühungen zu unterstützen und mit ihnen Songs zu erarbeiten, die sie sich größtenteils selbst aussuchen, macht sehr viel mehr Sinn als das Pauken von Noten gegen den erklärten Widerstand der Zöglinge.

Einige kommen im Lauf der Zeit von selber auf den Trichter, dass Noten lesen doch nicht ganz so uncool sein könnte. Eventuell spielt die Freundin/der Freund auch ein Instrument (nach Noten natürlich...) und im Orchester, der Schul- oder Big-Band wird ein Gitarrist gesucht, die Gitarrenstimme liegt aber nur in Notenform vor. Da man vor seiner Holden und den Kumpels natürlich nicht als Weichei dastehen will, geht das Noten lernen plötzlich ganz von selbst. Das klappte bei einigen meiner Ex-Schüler ganz hervorragend, ein paar davon arbeiten inzwischen als Musiker, Musiklehrer, Tontechniker etc.

Intrinsische Motivation heißt das Zauberwort, da muss der ‚Lehrer‘ den ungestüm vorwärtsgaloppierenden Wissensdrang nur noch in die richtigen Bahnen lenken. In anderen, etwas härter gelagerten Fällen, hilft manchmal ein (natürlich ganz zufällig herbeigeführter...) Moment der Selbsterkenntnis. Könnte mir die Kenntnis von Noten etwa weiterhelfen, z.B. im Fach Musik? Wer weiß, wie man eine C-Dur Tonleiter nach Noten auf der Gitarre spielt, könnte ja als cooler Macker gelten, wenn er das Teil auch mal im Schulunterricht vorführen darf. Könnte eine gute Note geben...

Vielleicht wird ja auch ein erstklassiger Entertainer draus, der seine Energie statt auf Noten lieber auf die Unterhaltung des Publikums richtet. AC/DC, Metallica oder Robbie Williams mit Notenständer auf der Bühne? Unvorstellbar...

Es gibt zweifelsohne bestimmte Berufe, in denen Notenlesen eine Grundvoraussetzung ist, dazu gehören MusiklehrerInnen, Musiker, Dirigenten, Komponisten usw. Wer solch einen Beruf anstrebt, muss Noten lesen und schreiben können. Punkt. Der Rest der Menschheit spielt im Zweifel ohne Noten und das oftmals freier und besser als mit.

# Noten + Hören

Wenn ich in den Urlaub nach Griechenland fliege und mich entscheide, die griechische Schrift nicht lernen zu wollen, entscheide ich mich gleichzeitig dafür, ein Analphabet zu bleiben. Diese Entscheidung muss ich vor niemandem rechtfertigen. Dafür muss ich mit den Folgen meiner Entscheidung leben, mal eben die Zeitung lesen geht nicht. Auch da gilt: Mut zur Lücke! Man muss nicht alles können.

## 14. Das Fazit:

Wer Noten lesen, also sich ein Stück Musik anhand des Notentextes (oder der Tabulatur) selbst erschließen und auf sein Instrument übertragen kann, braucht niemanden zu bezahlen, der ihm erklärt, was er mit den Klecksen auf dem Blatt vor seiner Nase machen soll. Andererseits sind heutzutage, dank Video, DVD, youtube und Konsorten, Menschen die mir etwas erklären können und wollen nur ein paar Mausclicks entfernt. Ob ich das, was mir da auf zuweilen eher abseitige Art vorgemacht wird, auch verstehe und nachvollziehen kann, steht auf einem anderen Blatt. Ob der mit der sauer verdienten Kohle von Papi (oder Mami) bezahlte Lehrer das besser macht allerdings auch.

Es gab und gibt Berichte, dass Schüler mit den im ‚www‘ gefunden Videos in den Unterricht kamen und dem Lehrkörper sehr deutlich zu verstehen gaben: der coole Typ aus dem Netz kann das erstens viel geiler spielen und zweitens viel besser erklären. Wer als Lehrer das Thema ‚lebenslanges Lernen‘ ernst nimmt, könnte auf den Gedanken kommen, seine eigenen Methoden mal wieder auf den Prüfstand zu stellen und dem Schüler, nach eingehender Beschäftigung mit dem mitgebrachten Sujet, die Unterschiede - von Vor- und Nachteilen für den jeweiligen Schüler mal ganz zu schweigen - zwischen der eigenen und der fremden Herangehensweise zu erläutern.

Wenn's gut läuft wird das Urteilsvermögen des Schülers gefördert (das Ziel der Arbeit als Lehrer wie als Lernbegleiter ist es schließlich, sich überflüssig zu machen) und er lernt den Song. Wenn's noch besser läuft hat der Lehrer auch was gelernt. Über sich, den Schüler, die Musik und unterschiedliche Arten der Wissensvermittlung und -aneignung.

Zum Schluss nochmal Herr Doerne:

„Im Pop-Genre kann und darf jeder Mensch Musik schreiben und spielen, wenn er es will - unabhängig davon, ob Lehrer, eine Schule, der Meister oder andere Autoritäten es ihm erlauben bzw. ihm durch die Vermittlung ihres Wissens und Könnens Einlass zum erlauchten Kreis von Kulturschaffenden gewähren. (...)

Popmusik als kulturelle Praxis ist eine zuweilen opportunistische, oft aber oppositionelle Reaktion auf gesellschaftliche Verhältnisse und somit ein Spiegel der Gegenwart. Und indem Popmusik gesellschaftliche Gegenwart spiegelt und in ihrer Spiegelung wiederum auf die Gegenwart zurückwirkt, konstruiert sie als Kunst Gesellschaft aktiv mit.“

In diesem Sinne: weiterspielen!

Ob mit oder ohne Noten muss, darf und kann jeder für sich selber herausfinden.

„Jenseits von richtig oder falsch gibt es einen Ort. Dort treffen wir uns.“ Rumi.

# Noten + Hören

## Outro:

Wie man sieht (und hört...) hat das Thema Notenlesen eine ganze Menge Facetten, wenn man den Blick ein klein wenig weiter schweifen lässt als üblich. Viele davon kommen hier entweder gar nicht, oder nur in aller Kürze zur Sprache. Wie immer ist alles mit allem verbunden, wir können diese Verbindungen häufig genug nur nicht erkennen. Die Buddhisten würden sagen, da seien wohl Anhaftung, Verblendung und Widerstand am Werk. Auch Musik ist mit allem verbunden, vor allem mit Natur und mit Sprache.

Mein persönliches Lieblingsbuch über Musik ist ‚Music Lesson‘ von Victor Wooten. Er beschreibt ganz wundervoll, anhand der 10 Elemente der Musik, den Unterschied zwischen ‚Bass spielen‘ und ‚Musik machen‘.

Alle Töne die jemals gespielt wurden und die jemals gespielt werden waren und sind schon immer da. Manche Menschen ‚spielen‘ kein Instrument, sie machen Musik. Anders ausgedrückt: Die Musik spielt sie. Musik ‚materialisiert‘ sich durch deren Körper und/oder Instrument und tritt als Töne hinaus in die Welt.

Denn Musik ist Leben und Leben ist Musik. Da existiert kein Unterschied.

© Markus Ruggera-Tönissen, Böckenhagen 10, 48291 Telgte

## Anhang, Literaturlauswahl

Wer gerne mehr über die oben angesprochenen Themen erfahren möchte kann hier weiterlesen:

- Anselm Ernst: Lehren und Lernen im Instrumentalunterricht: Ein pädagogisches Handbuch für die Praxis, Schott Verlag
- Dieter Fahner: Begeisternd und kompetent unterrichten: Menschliche und fachliche Professionalität für Instrumental- und Musiklehrer
- Eckhard Höffner: Geschichte und Wesen des Urheberrechts, Band 1 und 2, Verlag Europäische Wirtschaft (Bericht im „SPIEGEL“ 31/2010)
- Eric Clapton: Mein Leben, Kiepenheuer & Witsch Verlag
- Gerhard Mantel: Einfach üben: 185 unübliche Überezepte für Instrumentalisten
- Gerhard Nestler: Geschichte der Musik: Die großen Zeiträume der Musik von den Anfängen bis zur elektronischen Komposition, Atlantis Musikbuch, Schott Verlag
- Herbert Bruhn: Musikpsychologie: Das neue Handbuch, rororo
- Helmut Figdor + Peter Röbbke: Das Musizieren und die Gefühle: Instrumentalpädagogik und Psychoanalyse im Dialog, Schott Verlag
- Ian Morris: Wer regiert die Welt?: Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden, Campus Verlag
- Lucy Green: How Popular Musicians Learn: A Way Ahead for Music Education, Ashgate Pub Co
- Lucy Green: Music, Informal Learning and the School: A New Classroom Pedagogy, Ashgate Pub Co
- Lutz Jäncke: Macht Musik schlau? Neue Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften und der kognitiven Psychologie, Verlag Huber, Bern
- Manfred Lütz: Irre - Wir behandeln die Falschen: Unser Problem sind die Normalen - eine heitere Seelenkunde, Goldmann Verlag
- Manfred Spitzer: Musik im Kopf: Hören, Musizieren, Verstehen und Erleben im neuronalen Netzwerk, Verlag Schattauer
- Manfred Spitzer: Lernen: Gehirnforschung und die Schule des Lebens, Spektrum Akademischer Verlag
- Manfred Spitzer: Vorsicht Bildschirm!: Elektronische Medien, Gehirnentwicklung, Gesundheit und Gesellschaft, Deutscher Taschenbuch Verlag
- Maryanne Wolf: Das lesende Gehirn: Wie der Mensch zum Lesen kam - und was es in unseren Köpfen bewirkt, Spektrum Akademischer Verlag
- Nicholas Carr: Wer bin ich, wenn ich online bin...: und was macht mein Gehirn solange? - Wie das Internet

# Noten + Hören

unser Denken verändert, Karl Blessing Verlag

- Nicolai Petrat: Motivieren zur Musik: Grundlagen und Praxistipps für den Instrumentalunterricht
- Norman Doidge: Neustart im Kopf: Wie sich unser Gehirn selbst repariert, Campus Verlag
- Peter Röbbke: Vom wilden Lernen: Musizieren lernen - auch außerhalb von Schule und Unterricht, Schott Verlag
- Peter Röbbke: Vom Handwerk zur Kunst: Didaktische Grundlagen des Instrumentalunterrichts, Schott Verlag
- Preiß, Wahler, Tully: Jugendliche in neuen Lernwelten: Selbstorganisierte Bildung jenseits institutioneller Qualifizierung, Vs Verlag
- Reinhard Gagel: Improvisation als soziale Kunst: Überlegungen zum künstlerischen und didaktischen Umgang mit Improvisatorischer Kreativität, Schott Verlag
- Reinhard Voß: LernLust und EigenSinn: Systemisch-konstruktivistische Lernwelten, Carl-Auer-Systeme
- Remo H. Largo: Schülerjahre: Wie Kinder besser lernen, Piper Taschenbuch
- Remo H. Largo: Babyjahre: Entwicklung und Erziehung in den ersten vier Jahren, Piper Taschenbuch
- Richard Sennett: Handwerk, Berlin Verlag
- Robert Jourdain: Das wohltemperierte Gehirn: Wie Musik im Kopf entsteht und wirkt, Spektrum Akademischer Verlag
- Sigfried Frey: Die Macht des Bildes, Verlag Huber, Bern
- Silke Kruse-Weber: Exzellenz durch differenzierten Umgang mit Fehlern: Kreative Potenziale beim Musizieren und Unterrichten
- Stanislas Dehaene: Lesen: Die größte Erfindung der Menschheit und was dabei in unseren Köpfen passiert, Albrecht Knaus Verlag
- Victor Lemonte Wooten: Music Lesson
- Wilfried Gruhn: Der Musikverstand: Neurobiologische Grundlagen des musikalischen Denkens, Hörens und Lernens, Verlag Olms

## **Fachzeitschriften:**

- Gitarre & Bass, MM-Musik-Media-Verlag
  - Guitar, PPV Medien
  - Sound & Recording, MM-Musik-Media-Verlag
  - Professional audio Magazin, Sonic Media Verlag GmbH
  - ÜBEN & MUSIZIEREN – Zeitschrift für Instrumentalpädagogik und musikalisches Lernen, Schott
  - Gehirn & Geist, Spektrum der Wissenschaft
- desweiteren wurden Informationen aus „DER SPIEGEL“, „SPIEGEL online“, dem ‚Internet‘ und Wikipedia verwendet.